

Jürgen Oelkers

Liegen wir richtig? Schulentwicklung in Deutschland^{)}*

1. Schulkritik in Bestsellern

Meine Frage lautet: Liegen wir richtig? Es gibt Stimmen, die das im Blick auf die Entwicklung von Schulen radikal verneinen. Sie lassen an dem, was in den letzten zwanzig Jahren erreicht worden ist, kein gutes Haar. Hätten sie recht, könnte ich eigentlich gleich gehen und hätte mir die etwas beschwerliche Anreise nach Borken auch sparen können. Und ich habe viel auf mich genommen, bedenkt man, dass ich heute den Anpfiff des Pokalendspiels verpasse. Also, warum habe ich den Vortrag zugesagt und bleibe auch noch?

In der Öffentlichkeit prägen die Stimmen der Schulkritik das Bild und oft auch die Meinungen. Wer aus der Schweiz kommt, ist erstaunt allein über den Erfindungsreichtum in der Metaphernwahl. Das „Turboabitur“ würde Schweizern auf Besuch in Deutschland ebenso Rätsel aufgeben wie die „Helikoptereltern“. Fahren deutsche Schüler mit einem Lotus zur Abiturfeier oder benutzen die Eltern in der Erziehung Hubschrauber? Die Schweiz kennt auch keine „Bildungskatastrophen“, die zur Verständigung in Deutschland unerlässlich scheinen, und selbst der „PISA-Schock“ ist ausgeblieben.

Manchmal ist im Ausland von der typischen „german Angst“ die Rede, aber das meint nur die Neigung zu dramatischen Metaphern des Untergangs, der dann doch nicht eintritt. Eine Variante ist der Untergang der Schule in ihrer gewohnten Form. Das ist zunächst ein etwas abseitiger Gedanke, denn was wäre stabiler als das System der staatlichen Schulen, das selbst rückläufige Schülerzahlen ohne grossen Personalverlust übersteht? Und was wäre sicherer als ein System, bei dem der Ausfall von Schulstunden einen politischen Aufschrei provoziert, ohne dass gefragt wird, was passiert, wenn die Stunden stattfinden? Aber genau das, die Stabilität, scheint die Kritik anzufachen.

Wer die die Schlagzeilen der Tageszeitungen, die Agenda in den Feuilletons, die Meinungsbildung in Talkshows oder Zahlen aus demoskopischen Umfragen vor Augen hat, erhält tatsächlich den Eindruck, dass sich die deutschen Schulen in einem katastrophalen Zustand befinden und eine Art bedrohter Existenz darstellen, die nicht mit Sorge, sondern eher mit Häme betrachtet wird. Dieser Eindruck entsteht, wenn man den heutigen Buchmarkt betrachtet und sich dann nur noch wundern kann, warum Thilo Sarrazin noch keine Schulkritik geschrieben hat.

^{*)} Festvortrag in der Montessori-Gesamtschule Borken am 17. Mai 2014.

Auf merkwürdige Weise schaffen es Sachbücher mit pädagogischen Themen immer wieder in die Bestsellerlisten des deutschsprachigen Buchmarktes. In der davon beeinflussten öffentlichen Diskussion scheinen Schulen eigentlich nur noch aus Defiziten zu bestehen, wie überhaupt in Deutschland über Erziehung und Bildung mit dramatischen Bildern so gesprochen wird, dass man sich eine sofortige Abhilfe wünscht, die meistens aber bloss bleibt, sodass die Verunsicherung noch grösser wird. Die Szenarien sind am Schreibtisch entworfen:

- Es fehlt an Disziplin, die daher „gelobt“ werden muss (Bueb 2006),
- Kinder werden auf sich gestellt in der Konsumgesellschaft zu „kleinen Tyrannen“ (Pleux 2002; Winterhoff 2008),
- zu viel und zu früher Medienkonsum führt zu „digitaler Demenz“ (Spitzer 2012)
- alle Kinder sind hochbegabt, nur die Schule merkt das nicht (Hüther/Hauser 2012),
- schon deswegen sollte man sie als konkrete Utopie und vor dem Hintergrund der Bildungsrevolution komplett neu denken (Precht 2013).

Die „Bildungsrevolution“ bezieht sich auf die neuen Medien und das Internet; sie, kann man lesen, machen die Schule überflüssig und führen dazu, dass Lernen ohne das Prokrustesbett der Schulorganisation möglich wird. Mit dieser These kann man Geld verdienen, aber sie ist soweit aus der Welt, dass man sich wundert, wie überhaupt Aufregung entstehen kann. Die Schulen werden sich die neuen Medien zunutze machen und mehr ist dazu nicht zu sagen, alles andere wäre Hellseherei. Aber irgendwie fühlt sich die schwarze Kunst gerade von der Schule angezogen, während umgekehrt die Kritik die Schulen gar nicht erreicht.

Zwar gibt es nur in deutschen Diskursen ständig „Bildungskatastrophen“, doch scharfe Kritik und regelrechte Untergangswünsche begleiten die Schulentwicklung seit ihren Anfängen in vielen Ländern. Man kann sogar von einer eigenen Tradition sprechen, in der man sich an Schärfe in der Wortwahl überbieten muss, um gehört zu werden, während man auf der anderen Seite praktisch nichts erreicht. Man sorgt bei immer neuen Anlässen nur für Aufregung und gerade nicht für das, was etwa Michael Winterhoff (2013, S. 191) als „Schulrevolution“ bezeichnet und damit enden lässt, dass Lehrer „Entwicklungshelfer“ für die Kinder werden sollen (ebd., S. 196).

Man fragt sich, was sie dann im Schuljahr genau machen und wofür sie bezahlt werden sollen. Aber Ökonomie darf keine Rolle spielen und Lehrer sollen ohne Beurteilung ihrer Qualität primär „Bezugspersonen“ werden (ebd., S. 133). Der Anstoss der Kritik ist seit ihren Anfängen immer die *institutionelle Form* der Schule, die nicht einfach nur Beziehungsarbeit abverlangt, sondern Leistungsziele verfolgt und darüber Rechenschaft abgeben muss. Die Schulkritik stellt stereotyp genau das in Frage (Nachweise zum Folgenden in: Oelkers 2000, S. 66-84).

Gustav Grossmann, der heute gerade wiederentdeckte Pionier der Rationalisierung der Lebensführung, wiederholte 1927 den Satz von Seneca, wonach die Schüler lediglich angehalten werden, für die Schule zu lernen, was ebenso überflüssig wie gefährlich sei, weil

in der Praxis ganz andere Faktoren als das Schulwissen den Erfolg im Leben bestimmen würden. Grossmann prägte den Slogan:

- Ein klarer Kopf ist ein von unnötigem Wissensballast vollständig befreiter Kopf,
- der Schulbesuch sei daher nur eine hemmende Form von Aufbewahrung und am besten lernen ohnehin Autodidakten.
- Schulen dagegen verraten nur Kennzeichen stupider Lernarbeit.

Ungefähr dasselbe sagt der deutsche Philosoph David Richard Precht rund 90 Jahre später und so mit erheblich mehr Beachtung, wenngleich mit keinem anderen Ergebnis. Die Bezüge der Kritik sind beliebig und das Ergebnis ist vorhersehbar, nämlich Stärkung der Beharrungskräfte der Schule und erkennbar keine Problemlösung, wie noch ein anderes Beispiel zeigt.

Der amerikanische Journalist und Politikberater Lewis J. Perelman veröffentlichte 1992 eine Streitschrift, die den Titel trug *School's out: Hyperlearning, the New Technology, and the End of Education*. Vor zwanzig Jahren erregte das Buch in den Vereinigten Staaten grosses Aufsehen, war ein Ereignis in den alten Medien und trug dem Verfasser eine Unmenge an Vorträgen ein. Das scheint der Haupteffekt eines solchen Hypes zu sein. Die Nachfrage und das Interesse an das Ende der Bildung in ihrer gewohnten Form hielten etwa fünf Jahre an. Die amerikanische Schule gibt es heute immer noch, die Prognose war also falsch und das wäre erwartbar gewesen. Trotzdem konnte sie Aufregung erzielen.

Das Ende der Schule ist schon mehrfach in der Geschichte des Bildungsdiskurses proklamiert worden, zumeist unterstützt mit dem Argument, dass Aufwand und Ertrag in einem Missverhältnis stünden oder dass die zeitgenössischen neuen Medien sie überflüssig machen würden. Aber eher traf das Gegenteil ein. Man denke nur an die Sprachlabore der sechziger Jahre, die teuer waren, mit hohem Weiterbildungsaufwand implementiert wurden und - schnell verstaubten (Bosche/Geiss 2011). Angesichts solcher Beispiele sollte man eigentlich vorsichtig sein mit radikalen Thesen, aber die erfreuten sich immer schon grosser Beliebtheit.

Heute kommen erneut Stimmen auf, die das Ende der gesellschaftlichen Institution Schule vorhersagen und Ideen vertreten, wie sie bereits in der Reformation diskutiert wurden, nämlich dass mit Hilfe des Internet jeder jeden unterrichten könne und somit ein professioneller Stand von Pädagogen überflüssig sei, so der amerikanische Informatiker und Kulturkritiker David Gelernter in verschiedenen Aufsätzen und am 8. Februar 2012 auch in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Die Idee stammt aus Genf - Jean Calvin hielt fest, dass jeder Gläubige jeden anderen unterrichten könne, also Kirchenlehrer nicht benötigt würden, aber: das Laienpriestertum hat immer nur die Amtskirche gestärkt.

Die staatlich angestellten Lehrkräfte reagieren auf radikale Kritik natürlich sensibel, denn in der Konsequenz der These eine überflüssigen und gefährlichen Institution würde ihr Berufsfeld verschwinden. Schon die Reaktion auf die Thesen von Ivan Illich waren Empörung und blankes Entsetzen, nicht etwa Gelassenheit, weil ja nur Worte gewechselt und Thesen ausgetauscht wurden. Doch die Lehrerschaft reagiert auf Kritik leicht mit dem, was der Wiener Psychoanalytiker Siegfried Bernfeld (1974, S. 125) das „beleidigte Pädagogengemüt“ nannte: Man gibt sein Bestes, aber niemand will es.

2. Reale Systementwicklung

Aber das unterschätzt den eigenen Arbeitsplatz. Allgemein gesagt: Die Schule ist als Organisation ist stärker als viele Kritiker meinen und die Untergangängste befürchten lassen. Die Schule ist eine verlässliche Institution, die neben dem Unterricht viel bietet,

- feste Zeiten für Anfang und Ende,
- einen strukturierten Lerntag,
- spezialisiertes Personal,
- verantwortliche Aufsicht
- und nicht zuletzt die Abwechslung vom Konsumalltag.

Sehr wahrscheinlich ist das Verschwinden der öffentlichen Schule also nicht. Sie ist in den Gemeinden fest verankert, was daran abzulesen ist, dass und wie um den Erhalt jeder Schule gekämpft wird. Ein verlässlicher Indikator ist auch, wie auf Kürzungen oder Schliessungsabsichten reagiert wird.

Wer nicht „Helikoptereltern“, die „digitale Demenz“ oder „tyrannische“ Kinder vor Augen hat und auch nicht von einem Tatort auf die Jugendgewalt insgesamt schliesst, sondern sich der realen Schulentwicklung zuwendet, der sieht ein System, das keineswegs in der Beharrung erstarrt, sondern sich bewegt, und dies schneller als zuvor, aber sich nicht auflöst. Schulen sind keine Monolithe, wohl aber herausgeforderte Institutionen, die an öffentlicher Akzeptanz auch verlieren können, etwa wenn sie nur mit dem „Turboabitur“ Schlagzeilen machen. Sie müssen sich so entwickeln, dass ihre Zukunft nicht von aussen bestimmt wird, und dazu ist mehr nötig als nur die Einhaltung der Schulpflicht.

Dabei sind zunächst einmal Differenzen zu beachten. Die Schulsysteme allein nur der deutschsprachigen Länder unterscheiden sich, und dies nicht nur auf den ersten Blick. Schon das Gemeinsame, wie etwa das duale System der Berufsbildung, ist verschieden, und das Nicht-Gemeinsame ist auch Trennendes, wie die zentrale Steuerung in Österreich und die föderativ-lokale Steuerung in der Schweiz. Und „Bildungsföderalismus“ ist in den deutschen Bundesländern etwas sehr anderes als in den Schweizer Kantonen. Man kann sich Differenz an der Schulaufsicht klar machen:

- In Deutschland führen Beamte die Schulaufsicht, in der Schweiz Bürger,
- im einen Fall sind die Personen Repräsentanten des Staates, im anderen des Volkes,
- weil die Schulkommissionen vor Ort in den Gemeinden gewählt werden und ein zeitlich befristetes Amt wahrnehmen.

Blickt man auf die Entwicklung der nationalen Schulsysteme, dann sieht man keine Tendenz in Richtung Angleichung, die strukturellen Unterschiede werden ebenso bestehen bleiben wie die kulturellen Abstände, die man am besten mit einer Aussensicht wahrnimmt. In Österreich würden man von meiner Tonlage her unwillkürlich einen „Piefke“ hören, die Schweizer nennen uns „Gummihälse“, die Herkunft des Wortes ist umstritten, angeblich haben in den Zeiten der Studentenbewegung deutsche Studenten besonders heftig genickt,

wenn sie ihren konservativen Schweizer Professoren zuhörten. Die männliche Form ist korrekt, denn Professorinnen gab es kaum.

Also die Abstände bleiben, selbst das Bologna-System wird daran nichts ändern. Man erkennt das auch daran, dass die Neigung, sich über den Platz im PISA-Ranking zu grämen, unterschiedlich verteilt ist, in Deutschland braucht man einen Schock, in der Schweiz eher nicht. Auf der anderen Seite erkennt man in der Schulentwicklung gemeinsame Themen und damit verbunden auch Richtungen, die sich - in unterschiedlicher Ausprägung - überall zeigen. Und das ist nicht nur ein Phänomen der isomorphen Expertensprache - versuchen Sie mal, heute den Ausdruck „Kompetenz“ zu vermeiden -, sondern zeigt sich in der Praxisfeldern der Erziehung. Ich könnte auch sagen, die Expertensprache ist nicht nur harmlos.

In Deutschland kennt die Schulentwicklung vier grosse und übergreifende Trends, die die nächste Dekade bestimmen werden, nämlich

- Ganztagschulen: Mehr Zeit neben dem Unterricht
- Bildungslandschaften: Lernen vor Ort
- Gesamtschulen/Gemeinschaftsschulen: Zweite Säule neben dem Gymnasium
- Inklusion: Normalverschulung als Standard

Zum einen geht es um den Aufbau von Formen der *Ganztagsbeschulung*, die den Schulen mehr Zeit geben und damit mehr zulassen als Unterricht. Ausserdem wird sich die Durchmischung der Professionen an den Schulen beschleunigen. *Bildungslandschaften*, zweitens, werden zur Öffnung der Schulen führen, neuartige Kooperationen befördern und die Fixierung des Arbeitsplatzes von Lehrern allein auf das Klassenzimmer in Frage stellen. Weiter wird sich die deutsche Schulstruktur nach der Grundschule zu einem *Zweisäulenmodell* entwickeln und schliesslich sorgt die *Inklusion* für ein nochmals verändertes Arbeits- und Lernfeld.

Die verschiedenen Trends stehen nicht nebeneinander, sondern lassen aufeinander beziehen. Die Aufgabe der Inklusion kann in Ganztagschulen weit besser verwirklicht werden als in Halbtagschulen, weil mehr Zeit für neue Aufgaben sowohl des Unterrichts als auch der Betreuung zur Verfügung steht, und die Vernetzung der Schulen mit ihrem lokalen Umfeld schafft zusätzliche Chancen für inklusive Prozesse, auch weil sie auf diesem Wege öffentlich werden. Behinderte Kinder und Jugendliche erleben dann keine „Sonderbehandlung“ mehr, sondern sind Teil einer Schulgemeinschaft, die vor Ort sichtbar ist.

Für den Prozess der Kommunalisierung steht der Ausdruck „Bildungslandschaften“ zur Verfügung, den man zunächst einmal als Metapher würdigen sollte. Landschaften ändern sich noch langsamer als Schulen, wenn man nicht gerade Garzweiler II vor Augen hat. Landschaften sind eine Art natürlicher Trost inmitten von Wandel. Vielleicht ist ja deswegen auch von „Bildungslandschaften“ die Rede, die Vorstellungen des Raumes schützt vor den Irritationen der Bildung, man denke nur daran, dass viele Erwachsene dem PISA-Test nicht standhalten, obwohl sie alle eine Schule besucht und meistens auch einen Abschluss erhalten haben. Nachhaltigkeit scheint es da gar nicht gegeben zu haben, höchstens die Nachhaltigkeit des Vergessens.

Was wäre nun unter „Nachhaltigkeit in Bildungslandschaften“ zu verstehen? Die Frage lässt sich mit einer Liste von Stichworten weiterverfolgen. Zur Nachhaltigkeit von Bildungslandschaften braucht man:

- Eine ausreichende und stetige Finanzierung,
- erfolgreiches Management,
- eine stabile Vernetzung der Akteure,
- Anstrengungsbereitschaft auch bei Misserfolgen
- und - gute Ideen.

Ich konzentriere mich auf den letzten Punkt, die Kognition hinter den Bildungslandschaften, aus der sich das Know How entwickelt. Damit verbunden ist der Anspruch, wirklich etwas zu verändern, an dem Pädagogen in der Vergangenheit oft genug gescheitert sind, weil sie die Widerstände auch gegen die besten Ideen falsch eingeschätzt haben. Anders ist es, wenn man voneinander lernt und gute Beispiele gelten lässt, die das eigene Lernen bestimmen können. Die Ideen kommen aus der Praxis und nicht aus der Bildungsphilosophie.

Was genau ist der Anspruch? Schulen sind nicht länger staatlich geschützte Inseln, sie stehen nicht mehr allein für sich, wie die meisten Lehrerinnen und Lehrer immer noch annehmen, sie kooperieren ernsthaft mit ihrer Umwelt und die Betonung liegt auf *ernsthaft*. Also was heute oft nur Scheinveranstaltungen sind - Elternabende, Schulbasare, der Politiker im Klassenzimmer, der Bürgermeister als „Ansprechpartner“ - wird zur Kernaufgabe, die Öffnung der heute geschlossenen Schule in den kommunalen Bildungsraum.

Dafür steht der Ausdruck „Bildungslandschaft“, der sich trotz der Belastung mit den „blühenden Landschaften“ durchgesetzt hat, auch weil er sich auf einen Prozess bezieht, der sich selbst korrigieren kann, zielgesteuert ist und so eigentlich nichts versprechen kann, was nicht auch halten lässt. Ob Bildungslandschaften „blühen“ können, dürfte unter Geografen ein umstrittene Frage sein, aber es sind offenbar gelungene Investitionen, wenn man sich das vergleichsweise bescheidene Bundesprogramm „Lernen vor Ort“ und seine Nutzung in den Kommunen vor Augen führt.

- Die Frage, was diese Landschaften leisten und besser: leisten können, muss mit einer anderen verbunden werden, nämlich wie viel Zeit sie haben und wie diese Zeit genutzt wird.
- Die Entwicklung von Bildungslandschaften, anders gesagt, muss mit dem anderen Bundesprogramm in Verbindung gebracht werden, nämlich der Einrichtung von Ganztagschulen.

3. Wandel durch Ganztagschulen

Der Ruf nach Einführung von Ganztagschulen ist selbst in der konservativen Schweiz nicht mehr zu überhören. Hier lautet bekanntlich bei jedem öffentlichen Anliegen die erste Frage stets: „Was kostet das?“ und nicht „macht es Sinn?“ In der Schweiz wird mittlerweile intensiv über „Tagesschulen“ diskutiert, kleinräumig, je nach Kanton verschieden und doch unerschrocken im Blick auf die Kostenfolgen. „Tagesschulen“ sind für die Schweizer Gemeinden teure Investitionen, aber in einer direkten Demokratie kann auch die Entwicklung

von Schulen nicht beliebig lange gegen den Willen der Bürger verlaufen. Warum aber sind nun auch die kostenbewussten Schweizer bereit, Steuergelder in Tagesschulen zu stecken?

Halbtagschulen haben sich Jahrzehnte mit dem traditionellen Familienbild gedeckt, aber im Wesentlichen nur im deutschen Sprachraum. In Frankreich kann man zwischen „Schulen“ und „Ganztagsschulen“ gar nicht unterscheiden, weil es traditionell nur Ganztagsschulen gibt.

Von ihrer Herkunft her war die deutsche wie die Schweizer Schule eine klassische Unterrichtsschule mit Halbtagsbetrieb. Dieser „Betrieb“ begann - und beginnt - so früh am Morgen, dass man eigentlich nur von einer absichtlich boshaften Unterbrechung des Schlafes sprechen kann. Vielleicht ist damit ja eine Erziehungsabsicht ganz eigener Art verbunden. Auf jeden Fall ist bis heute ist das morgendliche Wecken der Kinder eine veritable Elternleistung, die Durchhaltewillen verlangt und doch öffentlich wenig Anerkennung findet. In diesem Sinne sind Eltern perfekte Unterstützungssysteme.

Schule aber war eine Angelegenheit des Vormittags, wenigstens was den Unterricht betraf. Das restliche Angebot wurde mit dem Begriff „Arbeitsgemeinschaft“ in Verbindung gebracht und war freiwillig. Unterricht war „Lernen“ und verpflichtend, also irgendwie keine „Arbeit“ und keine „Gemeinschaft“. Schulorganisatorisch gesagt: Das konservativste Element der Schulgeschichte ist die Stundentafel, also die Zuordnung von Zeit und Ressourcen zu Unterrichtsfächern.

- Die Erfüllung der Stundentafel bestimmt den Zeittakt der Schulen, der durch die Abschaffung des Samstagunterrichts nochmals mehr gestaut wurde.
- Viel mehr liess sich in den Halbtagsbetrieb auch nicht hinein quetschen, mit der Folge,
- dass das Grunderlebnis „Schule“ geprägt wurde von der Abfolge der Lektionen zwischen 7.30 Uhr und 13.00 Uhr jeden Tag von Montag bis Freitag, unterbrochen von kleinen und einer grossen Pause.

Was dann noch lernnotwendig erschien, war, wie man heute so schön sagt, „pfadabhängig“, nämlich nahm den Weg in die Köpfe über die Hausaufgaben - für die Eltern die grösste schulische Zumutung, die neben dem Sitzenbleiben denkbar ist. Um was es dabei geht, merkt man heute durch Kontrollanrufe der Lehrer, die sich über nicht gemachte Hausaufgaben beschwerten und einem nebenbei noch zeigen, wie wenig transparent die eigenen Kinder sind. Auf die Frage, wie es heute in der Schule war, sagen sie „gut“, damit nichts auf Probleme hindeutet und Ärger erspart bleibt.

Hausaufgaben waren ja nichts Anderes als die stillschweigende Einführung der Ganztagsschule, mit dem Effekt, dass die Eltern nicht nur die Aufsicht zu übernehmen hatten, sondern auch noch vergeblich auf die intrinsische Motivation warten mussten. Das galt in der Öffentlichkeit nie als „familienfeindlich“ wie früher die Ganztagsschule, vermutlich, weil es ein schönes Geschäft war, denn die Schule profitierte durch Ausbeutung einer Arbeitskraft, die nichts kostet. Es ist nie berechnet worden, welchen Aufwand die Eltern betreiben und was die Schulen zahlen müssten, wenn Hausaufgabenbetreuung ein reguläres Berufsfeld wäre. Eltern jedenfalls sind die besten „Lernstudios“, die man sich denken kann.

Nach allem, was bekannt ist - politische Äusserungen, Umfragen, Evaluationen, Meinungen von Schülern und Eltern - , sind Ganztagsschulen ein Erfolg (Ganztagsschule 2010), während sie noch vor wenigen Jahren tatsächlich als familienfeindlich bezeichnet und

mit einer unerwünschten „Verstaatlichung der Kindheit“ in Verbindung gebracht wurden (Ladenthin/Rekus 2005, S. 301; Leipert 2003, S. 244). Das waren noch Zeiten, könnte man sagen: Vor weniger als zehn Jahren standen die alten familienpolitischen Fronten noch, die heute buchstäblich zerfallen sind. Man kann das den „Ursula-von-der-Leyen-Effekt“ nennen. Man wird sehen, ob dieser Effekt auch bei den Hausaufgaben spielt.

Die Gründe für den Erfolg der Ganztagschule und das Interesse der Schweizer Steuerzahler liegen auf der Hand:

- Der gesellschaftliche Regelfall ist, dass beide Eltern arbeiten.
- Dann wird auch zum Regelfall, dass sie Interesse an ganztägiger Betreuung ihrer Kinder haben.
- Das gilt umso mehr, wenn nur ein Elternteil für die Erziehung zuständig ist
- oder wenn sich ein getrennt lebendes Paar die Erziehungszeit teilen muss.

Ganztagschulen sind bildungspolitisch inzwischen ein Erfolgsindikator, ohne dass die Realität den politischen Verlautbarungen entsprechen würde. Aber die Tatsache, dass Ganztagschulen bereits heute an Standorten wie Hamburg mit Sportvereinen, Musikschulen und Organisationen aus der Kinder- und Jugendarbeit zusammenarbeiten, lässt sich als Beleg verstehen, dass eine Entwicklung in Richtung Vernetzung eingeschlagen wird. Kommunale „Bildungslandschaften“ oder regionale Bildungsnetzwerke werden in den verschiedenen Bundesländern sehr unterschiedlich verwirklicht, noch gebremst in Bayern, mit Verve in Nordrhein-Westfalen, stellen insgesamt aber einen deutlichen Trend dar.

Eine zentrale Frage ist, wie die Trends zusammenpassen, die Ganztagschulen und die Bildungslandschaften oder das „Lernen vor Ort“. Beides muss zusammen gesehen werden, nur so lässt sich von Nachhaltigkeit reden, Ganztagschulen dürfen nicht isoliert verstanden werden, ihre weitere Entwicklung muss mit dem Umfeld abgestimmt sein und dort Impulse aufnehmen, wo in den Kommunen Bildungsangebote bereitstehen, über die die Schule selbst nicht verfügt und an denen sie bislang nicht teilnehmen kann. Um erfolgreich zu sein, muss sie ihre Grenzen überwinden, aber dazu braucht sie mehr Zeit, Engagement und Handlungsfreiheit oder eben das Selbstbewusstsein, als Akteur in einer Landschaft auftreten zu können.

4. Ideen für Bildungslandschaften

Es gibt aber zahlreiche weiterführende Ideen für die vernetzte Entwicklung einer kommunalen Bildungslandschaft. Das Feld ist dynamisch und darf nicht nur von der Schule her gedacht werden, auch weil Bildung nicht einfach in Schule aufgeht. Auch das erklärt den Trend zur Kooperation mit der Umwelt. Im Folgenden werde ich verschiedene Konzepte vorstellen, wie man diese Kooperation gestalten kann und was mit gutem Willen der Beteiligten vor Ort möglich ist. Im Einzelnen geht es um:

- Förderung der körperlichen und musischen Bildung mit neuen Formen der Zusammenarbeit.
- Öffnung der Schule für die Jugendarbeit.

- Konkurrenz zu den Lernstudios.
- Volkshochschule und Jugendarbeit.
- Integration vor Ort.
- Nutzung von Chancen der Selbstinstruktion.

Ein naheliegendes Beispiel sieht so aus: Was sich kommunal gut organisieren lässt, ist die curriculare Verzahnung der Schulen mit den Sportvereinen oder den Musikschulen vor Ort. Heute hängt die Sportnote weitgehend davon ab, wie viel Trainingseinheiten im Verein absolviert wurden, und die Musiknote davon, wie gut ausserhalb der Schule musiziert worden ist. Das lässt zunächst einfach als Leistung anerkennen. Lernzeit, die im Verein oder in der Musikschule erbracht wird, kann dann in der allgemeinbildenden Schule angerechnet werden. Statt überqualifiziert an einem Unterricht teilnehmen, in dem man keine Fortschritte erzielt, kann die vorhandene Lernzeit anders gewinnbringender eingesetzt werden.

Aber auch eine weitergehende Kooperation ist möglich. Um von meinem Arbeitsbereich zu sprechen: Der Musikunterricht in den Zürcher Volksschulen ist klar unterdotiert. Ein anspruchsvolles Bildungsziel, dass eigentlich kein Kind die Schule verlassen dürfte, ohne ein Instrument spielen zu können, lässt sich nur in Kooperation mit den örtlichen Musikschulen realisieren, die ohnehin die musikalische Bildung weitgehend tragen. Was also läge näher, als sie am Curriculum der Schule zu beteiligen? Es gibt für die Form der Zusammenarbeit erste Beispiele in Zürcher Gemeinden, in denen Lernleistungen in dem einen Bereich in dem anderen verrechnet werden. Nur so kommt es zu mehr als zu einem unverbindlichen Miteinander.

Ein anderer Baustein für die Entwicklung von Bildungslandschaften ist die offene Jugendarbeit. Sie hat ihre Orte ausserhalb der Schule, aber nur deswegen, weil die Schule nicht Teil eines gemeinsamen Lern- und Bildungsraumes ist, sondern als didaktisch autonome Grösse verstanden wird. Das Umfeld ist für sie oft nur ein Zulieferbetrieb, der auch *nicht* wahrgenommen zu werden braucht. Aber das ist eine vertane Chance, weil die Schule von den Erfahrungen in der Jugendarbeit unmittelbar lernen und auch profitieren könnte. auch und gerade wenn der Preis Unzufriedenheit und Kritik ist.

Die Schule erhält viel zu oft gefilterte Rückmeldungen, also geschönte Botschaften, die nichts aussagen über das, was Jugendliche tatsächlich in der Schule erleben und wie sich selbst wahrnehmen. Meistens fehlen dafür der Ort und oft auch der Sinn. In der offenen Jugendarbeit kann es Foren geben für den Austausch über reale Schulerfahrungen, an denen sich die Schulen in geeigneter Form beteiligen. Neuere deutsche Studien zeigen, dass generell mit der Dauer der Schulzeit die Motivation der Schülerinnen und Schüler abnimmt. Diese Tendenz wird vor allem dort gemindert, wo es einen vollumfänglichen Ganztagsbetrieb gibt. Das spricht dafür, mit der Ganztagsbeschulung weiter fortzufahren und sie auszubauen.

Vielen Jugendlichen ist der Sinn der Schule nicht mehr verständlich, sie unterlaufen geschickt die Anforderungen oder spielen das Spiel der Anstrengungsbereitschaft und werden zu erfolgreichen Minimalisten, was weder ihnen nutzt noch der Schule. Dafür hat die Schulsprache ein schönes Wort, nämlich „durchmogeln“. Diese hohe Kunst schafft Entlastung, aber am Ende keinen Gewinn. Wenn wirksam Abhilfe geschaffen werden soll muss die Schule ihnen zuhören und die Jugendlichen ernst nehmen, statt immer vergeblich auf das warten, was nie kommt, nämlich die „intrinsische Motivation“. Ein Ort ausserhalb der Schule sollte da willkommen sein, was auch für gemeinsame Projekte mit der Jugendarbeit gilt.

In vielen Kommunen bestehen kommerzielle Lernstudios, die von sich sagen, sie würden nicht etwa „Nachhilfeunterricht“ erteilen, sondern „Vorhilfeunterricht“. Die Investitionen der Eltern sind erheblich. Aber wieso können nicht ältere Schüler die Förderarbeit der Lernstudios übernehmen? Die Gemeinden oder Landkreise müssten nur einen kommunalen Pool bilden, einen Service bereit stellen und gegen ein vergleichsweise geringes Entgelt die Leistungen bezahlen. Das wäre eine etwas ungewöhnliche Jugendarbeit, die früher Gang und Gebe war und eine sinnvolle Aufbesserung des Taschengeldes der Jugendliche darstellte. Warum sollen nur Lehrkräfte, die im Nebenamt für Lernstudios arbeiten, an diesem Geschäft verdienen können?

Um nicht gleich wieder schullastig zu werden: Volkshochschulen organisieren in allen deutschen Städten einen Grossteil der Erwachsenenbildung. Sie kooperieren an vielen Orten schon heute mit Theatern, Museen oder Konzerthäusern etwa im Bereich der pädagogischen Vorbereitung und didaktischen Betreuung von Aufführungen oder Ausstellungen. In Städten wie Basel organisiert die Volkshochschule sogar die Seniorenuniversitäten. Wenig verbreitet sind dagegen Kooperationen mit der Jugendarbeit, obwohl - oder weil - Jugendliche für die Volkshochschulen die schwierigste Zielgruppe darstellen.

- Aber genau das spricht für neue Formen der Kooperation, und zwar über die Erlebnispädagogik hinaus mit kommunalen Aufträgen und Anliegen, etwa der Gesundheit und Fitness.
- Jugendliche besuchen heute teure Fitnessstudios und eher nicht mehr die uncoolen Turnvereine.
- Auch hier wäre ein Feld für eine Bildungslandschaft.

Ich weiss nicht, wie viele Volkshochschulen heute ausgebildete Fitnesstrainer angestellt haben, aber auch hier muss man das Geschäft nicht den Studios überlassen. Ein anderer Preisträger des Schulpreises 2012 der Bosch-Stiftung ist die Erich-Kästner-Gesamtschule in Bochum. Sie unterhält ein eigenes Fitness-Studio, das am Abend für das Wohnquartier offen steht und dabei mit einem ausgesprochen günstigen Angebot eine gute Nachfrage erzielt.

Wenn man Kommunen als Bildungsräume versteht, lassen sich auch neue Konzepte der Integration von Kindern und Jugendlichen vorstellen. Warum können zum Beispiel fremdsprachige Schülerinnen und Schüler Deutsch nicht auch temporär in Gastfamilien lernen, die dafür kommunale Unterstützung erhalten?

- Deutsche Schüler lernen heute Englisch oder Französisch in Gastfamilien im Ausland,
- für Kinder von Migranten in Deutschland liesse sich ein Familiennetzwerk organisieren,
- das die Gemeinden zusammen mit den Schulen und den Jugendämtern bereitstellen würden.
- Deutsch lernt man, indem man wie selbstverständlich die Sprache spricht.

Ein noch immer unterschätzter Bildungsbereich ist die Selbstinstruktion. Das Bildungsdenken wird sehr schnell auf Schule und professionellen Unterricht reduziert, generell kommen nur die Institutionen der Bildung ins Spiel, während sich in den alltäglichen Bildungsräumen eine Abkehr von formalisierter Unterweisung abzeichnet.

- Selbstinstruktion verlangt Programme, Laptops und Meetingpoints,
- also Know How und Orte, virtuelle ebenso wie reale.
- „Lernen vor Ort“ gewinnt so überraschende Varianten, die „Lernen“ von „Unterricht“ unterscheiden
- und die bei künftigen Qualifizierungsprozessen eine zentrale Rolle spielen werden.

Laptops ersetzen nicht den Theaterbesuch oder das soziale Lernen, wohl aber manche überflüssige Unterrichtslektion, die es entgegen dem Anschein in der Realität tatsächlich geben soll. Wie würde die normale Schulstunde aussehen, wenn die Schüler ihr iPhone benutzen könnten? Man kann schon heute nicht mehr Zug fahren, ohne dass der Nachbar einen Spielfilm sieht und es ist schwer, auf sich aufmerksam zu machen, wenn die Ohren des Nachbarn verstöpselt sind.

Eine der interessanteren Fragen der Zukunft ist, wie man Nerds unterrichten soll. Ihr Lernmodus jedenfalls hat sich verselbständigt, nicht zufällig bezieht der sich auf „digital natives“, die von der Schulerfahrung in ihrer herkömmlichen Form kaum noch profitieren und doch hochmotiviert lernen. Die besondere Kompetenz kann und soll man in Bildungslandschaften nutzen, mit dazu passenden Problemstellungen und der Präsentation der Lösungen online, mit der schnellen Dokumentation von Ereignissen, die so öffentlich werden, oder mit dem kreativen Gebrauch der social media im Klassenzimmer.

Man kann oder muss dann die Studentafel kreativ einsetzen und gewinnt mehr Zeit für andere Aufgaben als Unterricht, ein Ganztagsbetrieb vorausgesetzt. Der Wandel der Lernmedien ist für die Schule unaufhaltsam, er ist nachhaltiger als alles andere, er betrifft die gesamte Lernzeit und hat so unmittelbare Auswirkungen auf den Lernraum. Man holt sich nicht mehr „Bildung“ zu einer bestimmten Zeit und an einem dafür vorgesehenen Ort, sondern ruft die Informationen ab, die man zum Lernen gerade braucht, wobei zwischen „Lernen“ und „Freizeit“ nicht mehr unterschieden werden kann, wie das für heutige Schüler noch selbstverständlich ist.

Noch etwas zur Kooperation mit den Schulen: Auch ein Theaterbesuch lässt sich auf den Deutschunterricht hin anrechnen, einfach weil eine besondere Form von Sprachgestaltung im Mittelpunkt steht. Schauspieler können auch beim Sprechenlernen helfen, denn was in den heutigen Lehrplänen „Auftrittskompetenz“ genannt wird, hat seinen Kern entgegen die Meinung vieler Studenten nicht in der Powerpoint-Präsentation, sondern im Beherrschen der Sprache. Man leidet, wenn Folien kommentiert werden und der Sprecher dabei die Sprache verhunzt. Universitäten, die das zulassen, sollten bestraft werden.

Auf der anderen Seite, wer wirklich Lesen in den Mittelpunkt von Kindern und Jugendlichen rücken will, darf nicht nur an Schulen denken. Hier können kommunale Kampagnen im öffentlichen Raum weiterhelfen. Das gilt auch für viele andere Anliegen über die Leseförderung hinaus, sie müssen im lokalen Raum sichtbar sein und möglichst auch ein Gesicht erhalten.

- Vielen Kindern fehlen Einsichten in gesunder Ernährung, die sich nicht durch abstrakte Belehrungen gewinnen lassen.

- Vereine und Schulen könnten gemeinsame Ernährungs- und Bewegungsprogramme anbieten, bei denen auch ein Zusammenhang zwischen Fitness und Lernerfolg sichtbar wird.
- Seniorenheime können Schülerinnen und Schüler zu Projekten des sozialen Lernens gewinnen wie umgekehrt Schulen Senioren als erfahrene Lernpaten anstellen können.

5. *Der Platz für Privatschulen*

Viele Privatschulen können sich von den Trends der Schulentwicklung in Deutschland bestätigt fühlen. Nicht wenige Privatschulen haben früh Ganztagsangebote gemacht bzw. haben sogar als Ganztagschulen begonnen. Und auch private Gesamtschulen sind deutlich vor dem Trend eingerichtet worden. Die neue Zweigliedrigkeit des deutschen Schulsystems ist daher in bestimmter Hinsicht von den Privatschulen vorweggenommen worden.

Im Blick auf die Etablierung von Bildungslandschaften spürt man allerdings eher Zurückhaltung. Hier hat die staatliche Schule einen Vorteil, weil der Zugang zu den öffentlichen Ämtern leichter zu sein scheint. Allerdings bestehen grosse Unterschiede zwischen den verschiedenen regionalen und lokalen Projekten. Privatschulen waren auch Vorreiter bei der Inklusion von behinderten Schülerinnen und Schüler. Insgesamt haben in der Vergangenheit die grösseren Spielräume der Privatschulen dazu geführt, innovativer und flexibler zu sein als die Staatsschulen.

Die Bestätigung durch die Trends der letzten zehn Jahre ist zugleich ein strategischer Nachteil, denn das Alleinstellungsmerkmal hat sich verändert. Ohnehin kann nicht von „den“ Privatschulen gesprochen werden, die sich hinsichtlich ihrer Konzepte und Ausrichtungen massiv unterscheiden. Wichtiger aber ist, dass staatliche Schulen Profile und Besonderheiten von Privatschulen aufgegriffen und für sich weiterentwickelt haben.

Die kritische Frage lautet daher: Warum sollte man eine private Montessori-Grundschule wählen, wenn fast alle Grundschulen auf ähnliche Weise ihren Unterricht und ihr Schulleben organisiert haben? Vergleicht man staatliche Grundschulen, dann stellt man fest, dass nahezu überall altersdurchmisches Lernen realisiert wird und auch bestimmte Lehrgänge wie „Lesen durch Schreiben“ an vielen Schulen Standard sind. Auch Formen des offenen Unterrichts, der Projektarbeit oder des ausserschulischen Lernens sind kein Merkmal mehr, das nur auf private Schulen zutreffen würde.

In Deutschland herrscht de facto freie Schulwahl, anders als etwa in der Schweiz. Die Zuweisung der Schülerinnen und Schüler wird in aller Regel nicht mehr über Schulsprenkel organisiert, sondern ist der Wahl der Eltern überlassen. Auf der anderen Seite müssen die Privatschulen, wenn sie als staatliche Ersatzschulen anerkannt werden wollen, den staatlichen Lehrplan erfüllen. Ausserdem unterliegen sie der staatlichen Schulaufsicht, haben also nicht unbegrenzt Spielräume.

Fragt man nun, weshalb Eltern für ihre Kinder Privatschulen wählen, dann gibt es eine Reihe von ganz unterschiedlichen Antworten. Sie betreffen folgende Bereiche:

- Status
- Pädagogisches Konzept
- Ruf der Schule
- Qualität
- Profil

Alle Eltern wollen für ihre Kinder die beste Schule, aber wie kann man sicher sein, dass tatsächlich die beste Schule gewählt wird? Oft entscheiden sich Eltern aufgrund von informeller Kommunikation mit anderen Eltern, vielfach wägen sie auch verschiedene Konzepte ab und besuchen die Informationsveranstaltungen der Schulen. Meistens werden beim Entscheid auch die Kinder beteiligt, denen also ein erhebliches Mass an Mitsprache zukommt.

Privatschulen scheinen einen Statusvorteil mit sich zu bringen. Irgendwie ist es immer noch eine Besonderheit, wenn gesagt werden kann, das eigene Kind besuche eine Privatschule. Dabei wird dann meistens nicht gesagt, dass Privatschulen Ersatzschulen sind und erhebliche Mittel vom Staat beziehen. Eine Rolle bei der Wahl von Privatschulen spielt auch das pädagogische Konzept, soweit dieses in der Werbung von Elternentscheiden vermittelt werden kann. Die „Montessori-Pädagogik“ ist daher auch ein Label, das für die Besonderheit der Schulen eingesetzt werden kann. Ähnliches gilt für die Waldorf-Pädagogik, nicht jedoch für die zahlreichen kirchlichen Gymnasien, die jeweils mit dem eigenen Profil Schüler anwerben müssen.

Der Ruf der Schule basiert wesentlich auf den Erfahrungen, die Eltern und Schüler machen und weitergeben. Davon zu unterscheiden sind Kriterien der Schulqualität, die mit Hilfe von Evaluationen und Inspektoraten ermittelt werden. In den meisten deutschen Bundesländern geschieht dies flächendeckend unter Beteiligung von Privatschulen, soweit die sich entschliessen, freiwillig daran teilzunehmen.

Das Problem ist nun, dass im Rahmen dieser Entwicklungen wohl individuelle Schulprofile gefördert werden, nicht jedoch die Besonderheit von Privatschulen. Frühere Gründe für die Wahl von Privatschulen haben sich entweder aufgelöst oder verlagert. Auch die Unzufriedenheit mit einer bestimmten Schule führt nicht mehr dazu, auf eine Privatschule zu wechseln, weil ja jede andere Schule in erreichbarer Nähe auch nachgefragt werden kann. Wo also sind die Nischen für Privatschulen?

Die Schulen werden individuell wahrgenommen, keine Schule existiert doppelt oder mehrfach. Auch wer die Bezeichnung „Montessori-Schule“ verwendet, hat damit noch kein Unterscheidungsmerkmal und auch keine automatische Qualitätsgarantie. Die Wahl einer Schule setzt im Kern Transparenz voraus. Man muss wissen, was man wählt. Es genügt nicht, auf Erfahrungen anderer zu vertrauen, die Schulen müssen je für sich Transparenz herstellen. Das betrifft folgende Bereiche:

- Profil

- Konzept
- Kriterien für Schule und Unterricht
- Leistungsdaten
- Vergleich

Früher waren Schulen gehalten, einfach staatliche Normen zu erfüllen, ohne ein besonderes Profil zu entwickeln. Was sie unterschied, war nicht sichtbar. Vor dem ersten Weltkrieg wurden Volksschulen in grösseren deutschen Städten einfach nach ihrem Entstehungsdatum nummeriert. Heute tragen viele Schulen einen bestimmten Namen, der möglichst nicht zweimal vorkommen darf. Sie kommunizieren über ihre Homepage das eigene Profil und vermitteln auch über ihre Leitbilder die Ziele und die Wertebasis ihrer pädagogischen Arbeit.

Schulen verwirklichen in ihrem Unterricht bestimmte Konzepte, die sie oft selbst entwickelt oder aber von anderen übernommen und angepasst haben. Schweizer Sekundarschulen etwa haben das Konzept der „Lernlandschaften“ entwickelt und damit einen entscheidenden Schritt getan, wie Probleme der Sekundarschule bearbeitet werden können. Die professionelle Arbeit setzt klare Kriterien für das Schulleben, den Unterricht und die Leistungsbewertung voraus.

Viele deutsche Grundschulen arbeiten heute nicht mehr mit Noten, sondern mit individuellen Leistungsberichten. Diese Berichte sind schwieriger zu kommunizieren als Noten und verlangen daher transparente Kriterien, damit die Schüler und die Eltern wissen, was gemeint ist. Der Vorteil besteht darin, dass die gesamte Schulzeit und nicht nur einzelne Semester beurteilt werden können.

Transparenz muss auch im Blick auf die Leistungsdaten der Schule geschaffen werden. Das betrifft einerseits die erreichten Abschlüsse und den Verbleib der Schulabsolventen und andererseits auch die Qualität der Lehrerinnen und Lehrer, also ihre Weiterbildungen, Projektarbeiten, das Engagement in öffentlichen Ämtern, Expertentätigkeit und so weiter.

Schulen sollen auch angeben, mit wem sie sich vergleichen und von welchen anderen Schulen sie lernen. „Schulentwicklung“ meint primär, dass gute Lösungen an anderen Orten in Augenschein genommen und adaptiert werden. Zu diesem Zweck geben sich die Schulen Ziele, die in bestimmten Zeiträumen realisiert werden sollen. Die Massnahmen werden überprüft und die Ziele können dann angepasst werden. Diese interne Zielsteuerung ist nicht unumstritten, verlangt den Rückhalt des Kollegiums und mittelfristig sichtbare Erfolge. Schulen, die diesen Weg gehen, haben gegenüber anderen einen Vorteil.

Schliesslich sind Schulen auch gehalten, intelligente Lösungen zu finden, wie sie ihre Zeit kreativ und effizient nutzen können, statt immer nur die Stundentafel zu verwenden. Es gibt Schulen, die nicht von Wochenpläne, sondern von Jahresbudgets und die Lehrkräfte flexibel einsetzen, mit wechselnden Zeitplänen und Jahresintervallen. Gute Ideen sind auch hier gefragt. Statt gestreut und unkoordiniert Hausaufgaben zu verteilen, können Schulen zu Beginn eines Lerntages Zeit zur Verfügung stellen, in der der Tag vorbereitet wird, ohne durch das Abfragen vom Hausaufgaben belastet zu sein.

Qualitätsentwicklung betrifft aber nicht nur die Organisation der Schule, die Weiterbildung der Lehrpersonen und die Transparenz der Massnahmen nach Innen wie nach Aussen. Eine Schwachstelle vieler Schulen, die ansonsten gute Ergebnisse in Evaluationen erzielen, ist der Unterricht. Hier liegt die Hoheit der Lehrpersonen, die sich nicht gerne in die Karten schauen lassen. Schulen, die mit regelmässigen kollegialen Hospitationen arbeiten und auf diese Weise den jeweiligen Unterricht auf die Probe stellen, haben wiederum Entwicklungsvorteile. Die Qualität einer Lehrperson ist nicht einfach mit den Abschlüssen der Ausbildung gewährleistet. Der Beruf impliziert lebenslanges berufliches Lernen und je mehr eine Schule das unter Beweis stellen kann, desto mehr kann sie von „Unterrichtsqualität“ sprechen.

Ein weiterer kritischer Punkt für viele Schulen ist das Verhältnis zu den Eltern. Oft wird die Zusammenarbeit mit Eltern lediglich formal realisiert, ein „Elternabend“ pro Semester muss halt gemacht werden. Es gibt Schulen, die proaktiv mit den Eltern kommunizieren und sie in die Schulentwicklung einbinden, auch in dem Sinne, dass die Eltern befragt werden, welche Erfahrungen sie und ihre Kinder mit der Schule gemacht haben. Dieser Faktor wird von vielen Schulen unterschätzt, während aktive Elternarbeit im genannten Sinne zu den Erfolgsfaktoren in der Schulentwicklung gehört.

Eine Entwicklungschance betrifft auch die Lerntechnologien, die in vielen Schulen gemessen an den heute vorhandenen Möglichkeiten museal erscheinen. Ein Entwicklungsschub wird erreicht, wenn die elektronischen Medien geschickt im Unterricht eingesetzt werden. Das ist nicht gerade eine Empfehlung von Maria Montessori, aber wir wissen auch nicht, wie sie auf die neuen Möglichkeiten des Lehrens und Lernens reagiert hätte. Auf jeden Fall sind auch hier Schulen im Vorteil, wenn sie sich nicht von pädagogischen Bedenken abhalten lassen. Der traditionelle Unterricht ist kein geschützter Raum mehr und es ist nur eine Frage der Zeit, wann das Geschehen im Klassenzimmer von Twitter-Kommentaren begleitet wird.

In der Pädagogik wird vielfach übersehen, dass sich der Wert einer Schule auch daran bemisst, welche Abschlüsse die Schülerinnen und Schüler erreichen können. Schulen, die für die Übergänge intelligente Lösungen gefunden haben, werden mehr nachgefragt als andere, die das Problem weitgehend ungelöst lassen. Hier hilft auch eine aktive Beteiligung an Bildungslandschaften weiter. Zumindest müssen sich Schulen überlegen, nicht nur, wie sie den Anfangsunterricht, sondern auch, wie sie den Endunterricht gestalten wollen. Es gibt kreative Lösungen im Blick auf das achte und neunte Schuljahr, die Nachfrage erzeugt haben.

Das zeigt ein Beispiel aus Nordrhein-Westfalen, im Kreis Gütersloh, also ziemlich in der Nähe. Die August-Claas-Schule in Harsewinkel, hat im vorletzten Jahr den Preis der Jury des Deutschen Schulpreises der Robert-Bosch-Stiftung gewonnen. Der Grund ist ein Alleinstellungsmerkmal, das zeigt, wo die Schule - es ist noch eine Hauptschule - fokussiert ist. Sie verfügt auf dem Gelände einer früheren Gärtnerei über eine Aussenwerkstatt, in der gezielt auf bestimmte Berufe vorbereitet wird. Verbunden damit ist das Projekt „Jung und alt im Unterricht“ (JAU), das bundesweit einmalig ist. Hier arbeiten Senioren ehrenamtlich für die Schule und geben ihre Kenntnisse als Handwerksmeister oder Facharbeiter an Jugendliche weiter, die auf diese Weise am Ende ihrer Schulzeit praxisbezogen lernen können. Damit

öffnet sich die Schule in Richtung Berufswelt und nutzt ein langjähriges Know How, das nicht die Lehrerbildung erzeugt hat.

Mit diesen Überlegungen werden Schulen mit individuellen Profilen und überzeugenden Lösungen drängender Probleme unterstützt. Jede Schule und so auch jede Privatschule sollte sich auf den Weg machen können, das grosse Feld der pädagogischen Aufgaben für sich so zu bearbeiten, dass tatsächlich Interesse geweckt und Eltern Entscheidungen nahegelegt werden. Eine Besonderheit „der“ Privatschule gibt es dann nur noch in finanzieller Hinsicht.

Meine Schlussfolgerung ist denkbar einfach: Die deutsche Schule muss sich in ihrer Vielfalt weiter entwickeln und es muss verschiedene Möglichkeiten geben, wie Kinder und Jugendliche zu Bildungsabschlüssen kommen. Das gilt auch für die Entwicklung des Unterrichts, während man oft einfach nur semantische Anpassungen erlebt, wie die Karriere des Begriffs „Kompetenz“ zeigt. Heute gibt es keinen Lernbereich mehr ohne die Verunzierung durch „Kompetenzstufen“, aber neu ist damit nur die Sprache, nicht das Problem des Unterrichts.

Keine didaktische Theorie seit dem 19. Jahrhundert hat Unterrichtserfolg mit dem blossen Nachvollzug von Schulwissen gleichgesetzt; es ging immer um das Verstehen, Durcharbeiten und Anwenden des Stoffes durch die Schüler, also um zunehmendes Können oder um stetig verbesserte Kompetenz.

- Der Gründer des Pädagogischen Seminars der Universität Leipzig, der Herbartianer Tuiskon Ziller (1884, S. 240),¹ hatte dafür auch eine plausible Regel:
- Der Zögling, wie man die Schüler im 19. Jahrhundert nannte, „darf durch den Unterricht nicht geistig schwächer werden“.²

Wie oft das der Fall war, ist wiederum nicht untersucht, aber das Problem der Nachhaltigkeit des Unterrichts ist nicht neu, und auch Zillers Lösung, dass die Schulübel verschwinden, „wenn nur die Lehrer bessere Methoden zu gebrauchen wüssten“ (ebd., S. 243),³ ist bis heute angesagt. Aber das ist genau, was *nicht* genügt und mehr wollte ich eigentlich auch nicht sagen.

Literatur

Bernfeld, S.: Antiautoritäre Erziehung und Psychoanalyse. Ausgewählte Schriften Band 1. Hrsg. v. L.v.Werder/R. Wolff. Frankfurt am Main/Berlin/Wien: Ullstein Verlag 1974.

¹ Tuiskon Ziller (1817-1882) war Gymnasiallehrer und habilitierte sich als Jurist. 1854 begann er mit Vorlesungen im Pädagogik, 1861 erfolgte die Gründung des Pädagogischen Seminars, das ein Jahr später mit einer Übungsschule verbunden wurde. Zillers *Einleitung in die Allgemeine Pädagogik* von 1856 ist die Begründungsschrift des Pädagogischen Herbartianismus.

² Sperrung im Zitat entfällt.

³ Sperrung im Zitat entfällt.

- Bosche, A./Geiss, M.: Das Sprachlabor - Steuerung und Sabotage eines Unterrichtsmittels im Kanton Zürich, 1963-1976. In: Jahrbuch für Historische Bildungsforschung, Band 16 (2011), 119-139.
- Bueb, B.: Lob der Disziplin. Eine Streitschrift. 7. Auflage. Berlin: List-Verlag 2006.
- Ganztagsschule: Entwicklung und Wirkungen. Ergebnisse der Studie zur Entwicklung von Ganztagsschulen (StEG) 2005-2010. 2., überarb. Aufl. Frankfurt am Main: DIPF 2010.
- Hüther, G./Hauser, U.: Jedes Kind ist hochbegabt. Die angeborenen Talente unserer Kinder und was wir daraus machen. München: Albrecht Knaus Verlag 2012.
- Ladentin, V./Rekus, J. (Hrsg.): Die Ganztagsschule: Alltag, Reform, Geschichte, Theorie. Weinheim/München: Juventa Verlag 2005.
- Leipert, Chr.: Demographie und Wohlstand: Neuer Stellenwert für Familien in Wirtschaft und Gesellschaft. Opladen: Leske&Budrich 2003.
- Oelkers, J.: Schulreform und Schulkritik. 2. vollst. überarb. Aufl. Würzburg: Ergon Verlag 2000. (= Schule und Gesellschaft, hrsg. v. W. Böhm u.a., Band 1)
- Oelkers, J.: Expertise zum Thema: „Ganztagsschule“ in der Ausbildung der Professionen. Zuhanden der deutschen Kinder- und Jugendstiftung. Zürich: Institut für Erziehungswissenschaft 2011.
- Oelkers, J./Reusser, K.: Expertise: Qualität entwickeln - Standards sichern - mit Differenz umgehen. Unter Mitarbeit von E. Berner/U. Halbheer/St. Stolz. Berlin: Bundesministerium für Bildung und Forschung 2008.
- Pleux, D. : De l'enfant roi à l'enfant tyran. Paris: Odile Jacob 2002.
- Precht, R. D.: Anna, die Schule und der liebe Gott. Der Verrat des Bildungssystems an unseren Kindern. München: Goldmann Verlag 2013.
- Spitzer, M.: Digitale Demenz. Wie wir uns und unsere Kinder um den Verstand bringen. München: Droemer Verlag 2012.
- Winterhoff, M.: Warum unsere Kinder Tyrannen werden oder: Die Abschaffung der Kindheit. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2008.
- Winterhoff, M.: SOS Kinderseele. Was die emotionale und soziale Entwicklung unserer Kinder gefährdet und was wir dagegen tun können. In Zusammenarbeit mit C. Tergast. München: C.Bertelsmann Verlag 2013.
- Ziller, T.: Grundlegung zur Lehre vom erziehenden Unterricht. 2. verb. Aufl. Hrsg. v. Th. Vogt. Leipzig: Verlag von Veit&Comp. 1884.